

Wir: Disziplin? Das scheint also der Punkt zu sein, an dem diese Unternehmen zu scheitern verdammt sind.

B. W.: Ja, verdammt waren. Denn die von Paucké gegründete Theatergesellschaft scheint mir, soweit man das bis jetzt beurteilen kann, die Gewähr zu geben, daß die Mitglieder auch disziplinmäßig zusammenhalten.



Wir: Wohl weil Paucké vom Bau ist?

B. W.: Jawohl. Er bringt die berufliche Erfahrung mit und anscheinend auch die Energie, um seinen Leuten den Sinn für Einordnung und dem Ensemble einen dauernden Charakter zu geben.

Wenn das zustande kommt, so haben die Autoren luxemburger Theaterstücke die Gewähr, daß ihre Stücke am luxemburger Stadttheater und von fähigen Kräften aufgeführt werden, statt daß sie bis jetzt darauf angewiesen waren, ihr Stück in irgend einem Wirtssaal und von Darstellern aufgeführt zu sehen, die keine Garantie boten und so ihren Erfolg oder Mißerfolg dem Zufall verdankten.

Wir: Aber wir haben es hier mit Dilettanten zu tun. Glauben Sie nicht, daß daraus dilettantisches Theater wird?

B. W.: Durchaus nicht. Besonders nicht nach den Erfahrungen der elsässischen und oberbayrischen Theatertruppen. Die Schlierseer haben sich unter denselben Umständen durchgesetzt. Sie waren ursprünglich reine Dilettanten, aber sie standen unter der Leitung eines Prominenten des münchener Theaters. Auch die Elsässer waren reine Dilettanten. Hier war es Stoßkopf, der die Autorität über die Truppe hatte, die zum Gelingen unbedingt erfordert ist.

Wir: Aber ist unser Gebiet nicht zu klein, um eine Auslese wirklich guter Kräfte für jetzt und für die Zukunft zu gewährleisten?

B. W.: Nein, unser Volksgut birgt einen ansehnlichen Schatz schauspielerischer Kräfte. Man darf nicht vergessen, daß das elsässische Theater ein rein Straßburger Ensemble ist.

Und übrigens ist, wenn unsere Leute sich in ihrem Dialekt ausdrücken können, der Weg vom Dilettantismus zur Kunst viel kürzer. Das Gefühl übersetzt sich immer unvermittelt in die Muttersprache. Der Gebrauch einer Hochsprache ist dagegen eine Hemmung. Nehmen wir z. B. eine Liebeserklärung auf der Bühne. Während für unsern Schauspieler bei Gebrauch der Hochsprache die Gefahr besteht, daß er sie nur mit Worten macht, quillt sie

ihm im Dialekt aus dem Herzen. Die Bildung der Talente ist direkter, selbstverständlicher.

Wir: Und wie ist es um die formale Ausbildung bestellt?

B. W.: Wir haben ja unser Konservatorium, das unsern Bühnenkünstlern das handwerkliche Können und die klare Diktion zu vermitteln berufen ist.

Wir: Wäre es nicht angezeigt, auch unsern Dialekt im Sinne einer Diktion von festen Regeln zu bearbeiten?

B. W.: Das wird sich zwangsläufig finden, wenn wir erst unser Theater haben. Eines Tages wird schon einer, der dazu imstande ist, es unternehmen, die Technik der Diktion auf unsere Sprache anzuwenden.



Wir: Aber unser Dialekt ist ein Wildgewächs. Wird er die festen Regeln vertragen, ohne von seiner Natürlichkeit zu verlieren? Wir denken an eine Art Bühnensprache.

B. W.: Es kommt nur auf die Sprachtechnik an. Ich habe meinen Darstellern immer geraten, sie sollten sich dauernd lebhaft vorstellen, in der letzten Reihe im Theater sitze ihre halb taube Erbtante und die werde sie enterben, wenn sie nicht Wort für Wort verstehe. Und dann hängt es natürlich davon ab, wie der Satz geschrieben ist, ob er mundgerecht, akustisch gangbar ist. Es besteht für unsere Autoren die Gefahr, aus dem Deutschen zu übersetzen. Wer seine Sprache beherrscht, der wird den Hauptwert auf ein bodenständiges, also sprechbares Luxemburgisch legen.

Wir: Damit hätten wir den Sprung vom Darsteller zum Darzustellenden, zum Drama getan. Halten Sie unsern Dialekt überhaupt für geeignet, Kunstprache zu sein? Wir denken z. B. an pathetische Stellen.

B. W.: Es gibt Dialekte, in denen Pathos möglich ist, während andre es nicht vertragen. Es gibt z. B. bei Anzengruber, in oberbayrischen Dialektstücken, ganz pathetische Stellen, ohne aber deshalb unvolkstümlich zu wirken. Das könnte ich mir im Kölschen nicht denken. In unserm luxemburgischen Dialekt ist gesundes Pathos durchaus möglich.

Wir: Sie glauben also, daß wir über das reine Volksstück von alltäglichem Gefühlsgehalt hinauskommen können?

B. W.: Ganz entschieden!

Wir: Und Sie sehen eine Höherentwicklung des luxemburger Dramas voraus?

B. W.: O ja! Sobald die Möglichkeit besteht, die Dramen ordentlich aufgeführt zu sehen. Es wurden schon gute Romane von Luxemburgern geschrie-

ben. Weshalb sollten diese sich nicht am Dialekt versuchen?

Wir: Sind also Ihrer Meinung nach die Talente schon da, oder warten wir noch?

B. W.: Sie sind da, aber niemand versucht sich am Dialekt. Wenn unsere Literaten erst die Möglichkeit eines Bühnenerfolges sehen, dann wächst in ihnen auch die Lust mitzumachen. Erst müssen sie wissen, daß es eine Truppe gibt, ihre Stücke zu spielen, damit sie nicht mehr das Gefühl haben, ins Blaue hinein zu produzieren.

Wir: Was denken Sie von der absoluten Enthaltung der jungen Talente in dieser Hinsicht? Erlauben Sie, daß wir unsere persönliche Meinung in dieser Hinsicht aussprechen: wir glauben, daß die, welche sich mit Dialekt abgeben, zu einem großen Teil blutige Dilettanten sind, denen die Gestaltungskraft abgeht, während unsere wirklichen jungen Talente sich ausschließlich einer Hochsprache bedienen. Glauben Sie, daß der Grund im Fehlen einer Tribüne zu suchen ist?

B. W.: Das ganz sicher. Man muß aber auch sagen, daß ein Dilettantismus den andern ansteckt, daß es hauptsächlich an der unbedingt notwendigen Arbeit fehlt, daß unsere Theaterautoren allzu leicht befriedigt sind.

Dann ist unsere literarische Jugend, von der Sie sprechen, in dem letzten Jahrzehnt in ihrer Vorliebe die Irrwege der Dramatik mitgegangen, der Dramatik von Brecht, Kaiser, Unruh, die den alten Weg der Geschlossenheit und Gewissenhaftigkeit verlassen haben. Diese Dramatiker sind — Zuckmayer bildet eine schöne Ausnahme — dialektfern, d. h. dem Geiste des Dialektes, dem Volksgeist fern. Wenn ein junger Mann Interesse für Literatur hat, dann hat er sich so stark mit solchen Autoren eingelassen, daß er nicht auf den Gedanken kommt, Dialektstücke zu schreiben. Er lebt in einer Atmosphäre verschrobener Geistigkeit, volksfern. Man muß sie wieder auf Shakespeare hinweisen, über ihn würden sie zum Volksgeist zurückfinden und damit auch zum Dialektstück. Volkstheater kann nur veristisch sein.

Wir: Und Sie halten diese Rückkehr zum Volkstum, zur Volkssprache für wünschenswert?

B. W.: Gewiß, denn die Durchdringung unseres Lebens mit unserer Heimatsprache ist das einzige, was unser Selbstständigkeitsgefühl stärken kann. Das brauchen wir heute mehr denn je, denn wenn wir uns selber aufgeben, sind wir schnell dem Fremden verfallen.

Wir: Das halten Sie für kulturell verfehlt?

B. W.: Ich halte es für national verfehlt! Unsere Sprache ist mehr als ein Dialekt, sie ist für uns, was für die Deutschen das Deutsche, für die Franzosen das Französische ist, sie ist der Anker unserer Selbstständigkeit.

Daraus ergibt sich für mich die Notwendigkeit eines Nationaltheaters.

E. M.

